

Domenico Dara

*Der Zirkus von Girifalco*

Roman

*Aus dem Italienischen von  
Anja Mehrmann*

Kiepenheuer  
& Witsch

Wie ein Buckelwal: Auf seiner jahreszeitlich bedingten Wanderschaft legt er sechstausend Kilometer im grenzenlosen Wasser des Ozeans zurück und hält jedes Jahr mit absoluter Genauigkeit ein und dieselbe Route ein. Von den norwegischen Fjorden Ålesunds bis zur afrikanischen Küste Nouadhibous weicht er keinen Zentimeter von der üblichen Strecke ab, so als folge er einer gedachten Straße, als bewege sich das Tier auf einer unsichtbaren Umlaufbahn.

Auch die Menschen schienen vorgezeichneten Bahnen zu folgen, wie zum Beispiel Caracantulu, der jedes Mal demselben Loch im Bürgersteig auswich, als könne er nicht anders, oder wie Lulù, der jeden Tag dieselbe Straße entlanglief und sich unter das Dach der Bushaltestelle setzte. Lulùs überquellend fetter Körper war es, der Archidemu an einen Wal denken ließ.

Wenn er den Piano von oben betrachtete, den weiträumigen Platz in der Mitte des Dorfes, auf den die vier Hauptstraßen zuliefen und den er tagsüber ebenso erforschte wie abends das gestirnte Firmament, schienen sich die Menschen darauf zu bewegen wie Himmelskörper. Sie kamen von der Piazza, aus Le Cruci oder Musconì,

zeichneten ihre geheimnisvolle, aber unumstößlich festgelegte Flugbahn nach und verschwanden dann wer weiß wo. Wie Buckelwale in Menschengestalt. Oder wie Planeten in ihrer Rotations- und Umlaufbewegung.

Auch in dem Augenblick, in dem Cuncettina sich aufmachte, um am Brunnen eine Flasche zu füllen, drehte sich die Erde auf einer um dreiundzwanzig Komma fünf Grad geneigten Achse. Diese Neigung war nicht vorherbestimmt; sie gehörte nicht zu den Grundprinzipien der Natur, kein physikalisches Gesetz hatte sie festgelegt. Seit dem Moment seines Entstehens hatte der Planet reglos und unerschütterlich am Himmel gestanden – so wie Angeliaddu jetzt vor dem Kiosk stand –, bis er eines Tages heftig von einem Asteroiden getroffen wurde, sodass er um die eigene Achse gekreist war wie der Hund von Gogò Mattarùanzu um den Baum, ehe er beschloss, ihn anzupinkeln. Im richtigen Moment hielt die Erde wieder an, und die Neigung rettete sie – ein Grad mehr oder weniger, ein kümmerliches Grad, und es gäbe nichts, weder Tag noch Nacht, weder Jahreszeiten noch den Flug der Vögel, keine Zeit und auch nicht die Menschen mit ihren endlosen Ängsten und Sorgen. Nichts. *Nulla*.

Ein einziges Grad: ein Haar von Don Venanzio, das im Kamm hängen blieb, ein Stückchen von Mararosas Fingernagel, das sie abgebissen und ausgespuckt hatte, die Stärke des Papiers, in das Rorò ihr Gebäck einpackte, der Stiel einer Schlüsselblume, eine vertrocknete Nisse, ein Blättchen Oregano, ein Traubenkern, ein schwarzes Pfefferkorn, eine Feinunze Silber, eine verlorene Wimper, eine Nadel, ein Brokatfaden, ein Kaninchenfell, der Flügel einer Schmeißfliege, eine Trochophora-Larve, der Punkt eines

Marienkäfers, ein Körnchen Salz, eine Pore der Haut, eine Kaulquappe, ein Weizenkorn, eine unreife Weintraube, ein Skrupel Gold, ein Rosendorn, die Schraube eines Winkelmessers, ein Gramm Rost, ein Kreuzstich, die Fuge in einem Mosaik, ein Flachssamen, ein Glassplitter, ein Tropfen bei der chinesischen Wasserfolter, eine Fliegenmade, eine Libellenlarve, ein Komma, die Stärke einer Hostie, eine Haarwurzel, ein Gehörknöchelchen, ein rotes Blutkörperchen, ein Holzwurm, die Metallspitze eines Zirkels, eine Blütenpolle, die Planck-Skala, das Nichts zwischen Kette und Schuss.



## I

### *Der Verrückte*

Es war ein sehr heißer Tag, und die Luft dampfte wie Zepole, die aus dem siedenden Öl geholt werden.

Erst kürzlich hatte Lulù welche gekostet. Er war von der Piazza Canaletta zurückgekehrt und hatte einen Duft wahrgenommen, der ihn an das Dorf erinnerte, in dem er geboren und aufgewachsen war. Darum schaute er zu Rosuzza Straniaris Fenster hinein, und auf dem Tisch sah er Zepole in einer Reihe liegen, bereit, in kochend heißes Öl getaucht zu werden. Die Nachbarin packte ihm ein Stück Gebäck in Zeitungspapier ein, und da der Junge Geburtstag hatte, gab sie ihm außerdem ein Glas Limonade. Lulù freute sich wie eine junge Braut und leckte sogar das öldurchtränkte Papier ab, wobei ihn Caracantulu beobachtete. Und da auf der Seite eine Schauspielerin im Badeanzug abgebildet war, ging dieser Schuft einfach los und verbreitete schlimme Gerüchte über Lulù, der angeblich ein Perverser war und früher oder später nicht mehr Bilder in der Zeitung, sondern Frauen aus Fleisch und Blut ablecken würde, vielleicht sogar deine Mutter oder deine Schwester, wer weiß.

Ohne etwas von dem Netz obszöner Bosheiten zu ahnen, das gerade geknüpft wurde, kehrte Lulù zu seiner

Pritsche in Halle C der Nervenheilanstalt von Girifalco zurück.

Luciano Segareddu, von allen Lulù genannt, wurde an einem 23. April in Brancaleone als rechtmäßiger Sohn von Vrasciò und Pietrina Spordigna und als uneheliches Kind *Anankes* und *Achlys'* geboren.

Lulùs vom Schicksal gebeutelter Vater besaß nicht einmal genug Geld, um sich einen Sack Weizen zu kaufen, und seine unglückselige Frau, die die Sonne verfluchte, weil die ihr die leeren Truhen und die Löcher in den Strümpfen zeigte, musste sich abmühen, um ihre armen Kinder zu ernähren. Gaetanu, der älteste Sohn, hatte wenigstens Arbeit als Tagelöhner, Lucianu hingegen war ein Problem, ein seltsamer, stotternder kleiner Junge, ein Trottel, wie ihn der Vater zu nennen pflegte, ehe er ihm die tägliche Ohrfeige verpasste.

In der Schule hinkte Luciano hinterher wie ein lahmer Hund. Ihm wollte einfach nicht in den Kopf, dass es auf der Welt Zahlen und Buchstaben gibt, Zeichen, die ihm so gleichgültig waren wie die Fliegen auf dem Fell eines Ziegenbocks. Was in Lulùs Kopf hineinging, tropfte gleich wieder heraus, so wie Wasser aus einem Brotkorb. Alles, nur die Liebe zu seiner Mutter und zur Musik nicht, was im Grunde aber ein und dasselbe war.

Jeden Donnerstagmorgen setzte sich Pietrina Spordigna den Korb mit Zwiebeln, Knoblauchkränzen und Oreganosträußchen auf den Kopf und machte sich mit Lulù auf den Weg zum Markt. Aus dem Haus des Lehrers Malfarà drangen die Töne seines Plattenspielers. Hoffen wir, dass er heute wieder diese schöne Musik spielt, flüsterte Pietrina ihrem Sohn zu, und wenn es die richtigen Klänge

waren, merkte der Kleine es daran, dass *màmmas* Gesicht zu leuchten begann wie eine große Kerze. Sie beschleunigte den Schritt, und kaum waren sie unter dem Fenster angekommen, befreite sie sich von dem Lastenkranz auf ihrem Kopf, legte ihn am Brunnen gegenüber ab und genoss die Musik.

In solchen Augenblicken lebte sie auf. Ihr verhangener Blick wurde klar wie Kristall, sie befeuchtete die ausgedörrten Lippen, und ihre Wangen und die von feinen Fältchen durchzogene Stirn glätteten sich, als wäre eine unsichtbare Feile über sie hinweggegangen.

»Hör nur, Lulù, hör zu mit den Ohren und dem Herzen, denn wenn der Herrgott wieder auf die Erde käme, würde er sich mit dieser Musik ankündigen.«

Also konzentrierte sich der Junge, schloss die Augen, wie er es bei seiner Mutter gesehen hatte, und dachte, dass manche Wunder nur im Dunkeln geschehen können. Unter halb geschlossenen Lidern hervor beobachtete er sie und sah, dass sie glücklich war, denn die Klänge machten mit ihrem Gesicht dasselbe wie Hände mit einem Mandelteilg: Jede Note ergab eine Rundung, eine Falte, ein Lächeln, und so verwandelte sich Pietrina Spordignas ausdrucksloses, wächsernes Gesicht an diesem Ort und in diesem Moment unter den verblüfften Blicken ihres Sohnes in ein Notenblatt, auf dem Runzeln und Linien-systeme Kindheit spielten. Durch das Glück, das sie seiner Mutter verschaffte, lernte Lulù, die Musik zu lieben.

»Wenn du wüsstest, Lulù, wie es war, als ich das zum ersten Mal gehört habe! Ich war ein Kind, noch jünger als du jetzt, und zum ersten Mal kam mir die Welt schön vor, ich verstand auf einmal, was die Leute meinen, wenn sie



vom Paradies sprechen. *Vieni ccà*, komm her, lass dich umarmen.«

Und Lulù verkroch sich in ihre Arme, die nach Wiege und Schlaflied rochen, und für kurze Zeit durfte auch er auf dieser fehlerhaften Welt ein Stückchen Vollkommenheit kosten.

Als die Musik zu Ende war, stand *màmmasa* auf, setzte sich den Korb wieder auf den Kopf und eilte weiter zum Markt. Bevor sie aufs Land zurückkehrten, hinterließen sie jedes Mal eine Blume bei der Madonnenstatue, mach das immer, *Luciano mio*, damit das Leben dich behütet.

Lulù ließ seine Mama nie allein. Er heftete sich an ihre Fersen wie das Schicksal, vor allem spätabends im Frühling, wenn Pietrina unter der Zibibbolaube Platz nahm und zusah, wie die Dunkelheit von der Welt Besitz ergriff, weil sich womöglich auch in dieser Wachablösung des Universums eine Art Musik verbarg.

»Lulù«, flüsterte sie manchmal, »wie schön es ist, wenn die Welt sich ausschaltet und alles so schwarz wird wie das Innere eines Heizkessels. Im Dunkeln sind wir alle gleich, Gute und Böse, Hässliche und Schöne, Kluge und Dumme ... ja nicht einmal unsere Armut gehört dann uns allein.«

Eines Donnerstags gingen sie zum Markt, und da war wieder diese Musik, die sich Lulù um Herz und Kopf gelegt hatte wie eine Dornenkrone, und als sie auf dem steinernen Brunnen saßen wie in einer Theaterloge, sah Lulù seine Mutter zum ersten Mal weinen.

»Warum weinst du, Mama?«

»*Luciano mio*«, flüsterte sie, »ich weine, weil diese Musik so schön ist, aber Leuten wie uns sind schöne Dinge

verboten. Du, mein Sohn, wirst so eine Melodie niemals spielen können. Für den Unterricht und die Instrumente braucht man Geld, und wir sind arm.«

Manchmal ließ Lulù das Haus und die Felder von Muscedda hinter sich und stellte sich unter das Fenster des Lehrers, um der Musik zu lauschen. An einem Nachmittag, die Straßen waren menschenleer, trat der Maestro ans Fenster, um eine Nazionale zu rauchen. Lulù stand auf und tat so, als tränke er am Brunnen. Als er das Rinnsal Wasser wegwischte, das ihm über den Hals lief, hörte er eine Stimme: »Gefällt dir die Musik?«

Lulù hob ängstlich den Kopf und blickte zum Fenster hinauf.

»Ja, dich meine ich. Du magst diese Musik, nicht wahr?«

Der Junge wischte sich den Mund ab und nickte.

»Dann komm rauf, *sàgghia*, hier oben kannst du sie besser hören.«

Der Lehrer Malfarà warf die Kippe fort und verschwand wieder in der Wohnung. Lulù spürte, dass seine Wangen so heiß und rot wie eine Chilischote wurden, und er war kurz davor, einfach wegzulaufen, aber dann hörte er, wie sich die Haustür mit einem metallischen Klappern öffnete.

»Komm rauf, du musst keine Angst haben.«

In der Wohnung des Lehrers im ersten Stock roch es nach Basilikum.

Der Plattenspieler stand auf einem Tischchen unter dem Fenster. Nie zuvor hatte Lulù einen gesehen. Er ging näher heran und starrte auf die Platte, die sich um sich selbst drehte wie ein Mühlrad.

»Ich sehe dich oft am Donnerstagmorgen hier unten stehen, weißt du, mit deiner Mama. Und dann lege ich immer

dieselbe Platte auf, weil ich weiß, dass ihr sie mögt. Wart mal.«

Er hob die Nadel von der Schallplatte und suchte aus dem Regal eine andere aus.

Malfarà steckte sich eine neue Zigarette an und nahm ein Heft in die Hand. Lulù ging zu ihm, um es zu betrachten.

»Die Musik, die du gerade hörst, steht hier geschrieben.«

Das kam Lulù ausgesprochen merkwürdig vor. Er betrachtete die Seiten voller Linien und Kügelchen, und ihm wurde schwindelig wie in der Schule, denn vielleicht hatte Mama sich geirrt: Um Musik zu machen, brauchte man nicht nur Geld, sondern auch Verstand, und Lulù besaß nicht einmal den.

Der Lehrer zeigte ihm den Einband: ein Herbstwald mit Bäumen und bunten Blättern. »Es heißt *Valse triste*, das ist der Titel des Stücks, das euch so gut gefällt.«

Eine halbe Stunde später verließ er Malfaràs Haus wie eine Biene, die Blütenstaub gesammelt hat, und lief zu seiner Mutter, um ihn ihr aufs Haar zu streuen. Er hatte ihr Geschichten zu erzählen, zum Beispiel wie ein Plattenspieler aussieht oder wie Musik in Hefte geschrieben wird, vor allem aber brachte er ihr den Namen der verzauberten Melodie mit, der einer Beschwörungsformel ähnelte.

Bald darauf begann der Herbst und machte Lulù noch melancholischer. Wenn er die Blätter fallen und gelb werden sah, hörte er in seinem Kopf diese traurige Musik, aber seine Trauer hatte nichts mit der Verzweiflung zu tun, die man manchmal beim Aufwachen verspürt. *Mà-masa* hatte recht, diese Art von Traurigkeit fühlte sich gut an.

Als er eines Tages durch die Weizenfelder von Cannariari streifte wie ein kleines Reptil, hörte er eine Art Gesang.

Unter einem Olivenbaum saß Misticheddu Fricolora und blies eine Tonleiter auf einem Blatt.

»Was machen Sie da?«

»Ich *mache* hier den Musikanten«, antwortete der Schafhirt sarkastisch.

»Und wie geht das?«

»Lulù, gleich fressen dich die Hunde! Was stellst du für Fragen? Nimm dir ein Blatt und versuch es, blas einfach, dann kommt ein Ton.«

Verärgert, weil er sich in der Pause nicht gern stören ließ, stand Misticheddu auf, pfiß die Hunde herbei und ging zur Herde zurück. Lulù klebte an ihm wie eine Klette.

»Was ist denn, Lulù? Lass mich in Ruhe, heute ist kein guter Tag für mich.«

Der Junge folgte ihm weiterhin schweigend, als wäre nichts gewesen.

»Sag schon, Lulù, was willst du von mir?«

»Zeig mir, wie man auf Blättern spielt!«

»Was für Blätter denn?!«

»Zeig mir, wie man auf Blättern von einem Baum Musik macht!«

Misticheddu fuhr herum. Er hob den Stock, den er in der Hand hielt, und machte Anstalten, wütend auf Lulù einzuschlagen, aber der Gleichmut des Jungen ließ ihn mitten in der Bewegung erstarren. Lulù hatte sich keinen Millimeter vom Fleck gerührt, hatte weder den Arm gehoben, um sich zu schützen, noch vor lauter Angst die Augen geschlossen. Unter dem drohenden Schatten des

Kastanienstocks stand er einfach da, unerschütterlich wie eine Eiche am Wegesrand.

Um sich abzureagieren, hieb Misticheddu mit dem Stock auf den Boden ein und fluchte auf die Muttergottes und sämtliche Heiligen.

»Das hat mir gerade noch gefehlt, ein Schwachkopf, der Musik machen will!«

Er näherte sich der Schafherde, und Lulù folgte ihm dichtauf.

»Du willst auf Blättern blasen? Gut, aber dafür musst du schwitzen. Da, nimm den Wasserkrug und füll ihn auf.«

Lulù führte diesen Befehl aus wie alle anderen, die Misticheddu ihm von nun an Tag für Tag erteilte, und dafür brachte der Schäfer ihm bei, wie er geeignete Blätter auswählen, die Lippen in die richtige Stellung bringen, den Atem anhalten und wieder ausstoßen musste.

Als er zum ersten Mal eine Melodie spielte, war Lulù elf Jahre, vier Monate und drei Tage alt. Er hatte keine Ahnung, dass es sein letzter Sommer in seinem Heimatdorf sein würde.

Dort wurde ein Fest gefeiert, und in den Straßen leuchteten die Lichter wie Kerzen auf einer Geburtstagstorte. Lulù hatte sich den ganzen Tag nicht wohlgeföhlt, war aber dennoch der Menschenmenge gefolgt, die sich in dem kleinen Ort bei der Prozession der Madonna drängte. Am Ende der großen Runde hielt der Prozessionszug auf dem Kirchplatz an, wo sämtliche Dorfbewohner in frommer Andacht vernehmlich das Vaterunser beteten.

Ausgerechnet in diesem Augenblick, am falschen Ort und zur falschen Zeit, stürzte Lulù. Wie von Sinnen wälzte er sich auf dem Boden herum, schüttelte sich und

brüllte wie von der Tarantel gestochen. Entsetzt wichen die Leute zurück. Der Pfarrer unterbrach das Gebet, und in der ursprünglichen Stille des Platzes hallte das Wehklagen des Jungen wider wie infernalisches Gewinsel. Als die Carabinieri näher kamen, versetzte Lulù dem Brigadiere versehentlich einen Schlag, und er ging zu Boden. Er rappelte sich wieder auf, stürzte sich auf den Jungen und packte ihn am Arm. Auch die anderen griffen nach ihm. Sie rangen ihn nieder und hielten ihn auf den Boden gedrückt, während er noch knurrte wie ein tollwütiger Hund. Einige alte Frauen bekreuzigten sich. Kurze Zeit später traf Fazzolaro ein, der für das Dorf zuständige Amtsarzt, und beim Anblick des milchweißen Geifers, der krampfenden Glieder und verdrehten Augen begriff er sofort, dass es sich um einen epileptischen Anfall handelte. Wenige Sekunden darauf ließen die Zuckungen nach, und das einzige Anzeichen für den gerade überstandenen Anfall war ein schleimiges Röcheln tief in Lulùs Brust.

Er wurde in die Kaserne der Carabinieri gebracht. Man ließ seine Mutter holen, fragte sie, ob dies der erste Anfall dieser Art gewesen sei, und sie senkte den Kopf und sagte Nein, das sei bereits mehrmals vorgekommen, wenn auch noch nie so heftig. Wie soll es denn nun weitergehen?, fragte sie und bekam zur Antwort, ihr Sohn sei eine Gefahr für die Allgemeinheit, man werde mit dem Bürgermeister und dem Arzt reden und dann entscheiden, was zu tun sei.

Tatsächlich hatte Brigadiere Verratano – auf der Wange ein Pflaster und in der Brust ein Herz, das vor Hass auf diese mittellosen Schmarotzer fast platzte – bereits eine

Entscheidung getroffen. Am Morgen darauf erhielt er Faz-zolaros Arztbericht und die amtliche Genehmigung des Bürgermeisters für die Einweisung des Jungen.

Verratano selbst war es, der dem hilflosen Vater erklärte: »Überlegen Sie mal, Vراسciò, dieser Sommer ist so heiß, der kommt direkt aus der Hölle, und Sie wissen doch selbst, wie hart die Böden sind. Die Pflanzen verdorren, die Quellen sind ausgetrocknet. Überall herrscht Hunger, nicht wahr, Vراسciò? Welchen Heiligen wollt ihr denn anrufen, wo ihr nicht mal ein eigenes Feld besitzt? Auf diese Art habt ihr ein hungriges Maul weniger zu stopfen.«

Vراسciò dachte, dass der Brigadiere so unrecht nicht hatte, denn es gab Tage, an denen sie nicht einmal Salat aus Wildkresse und Kräutern zu essen hatten, und sein Sohn, dieser Schwachkopf, lief ständig mit einem verdammten Blatt im Mund herum. Er hatte versucht, ihn mit aufs Feld zu nehmen, aber er war zu nichts in der Lage, und jetzt fing er auch noch an, Misticheddu hinterherzulaufen, diesem Halunken. Was sollte er denn machen? Der Brigadiere und der Dottore hatten ihre Entscheidung bereits getroffen, und da, wo sein Sohn hinging, würde es ihm an Nahrung nicht mangeln, genau das würde er seiner Frau erzählen, dachte er, während er ein Kreuz unter das Schriftstück setzte, das Verratano ihm reichte, es ist so ähnlich wie ein Krankenhaus, er wird in einem Bett schlafen und jeden Tag warme Suppe essen, deswegen machen wir das, nur für ihn.

Einsamer als der drei Jahre alte Kalender an der Wand saß Pietrina im Wartezimmer. Sie weinte, denn sie war zwar arm und Analphabetin, aber dumm war sie nicht. Die Würfel waren gefallen, und ihr würde nichts anderes

übrig bleiben, als die Zahlen zu verkünden, so wie immer in ihrem Leben.

Als sie ihr befahlen, sich von Lulù zu verabschieden, weil sie ihn nun wegbringen würden, fing Pietrina an, zu wehklagen und zu weinen. Sie umarmte ihren Sohn, als wollte sie ihn in sich verschwinden lassen, umklammerte ihn fest, damit niemand sie je trennen sollte, und Lulù weinte verzweifelt und bettelte, Mama, ich will bei dir bleiben, bitte, lass mich nicht allein, halt mich, binde mich fest ... mein Sohn, *figghiu mio*, Herz deiner Mutter, bleib bei mir, du gehörst zu mir, ich habe dich aufgezogen, ich habe dich gestillt, du bist mein, und ihr, sagte sie zu den Männern in Uniform, ihr lasst ihn gefälligst in Ruhe.

Verratano hatte es satt. Er baute sich vor ihr auf und sagte: »Hör zu, Bäuerin, machen wir's kurz: Dein Sohn wird zwangseingewiesen, und du hast die Wahl, ob ins Gefängnis oder in die Klapsmühle.«

Diese Worte schmerzten Pietrina wie ein Messerstich, und angesichts der unvermeidlichen Trennung schloss sie Lulù erneut in die Arme, *Luciano mio*, flüsterte sie ihm ins Ohr und drückte ihn ein letztes Mal an sich, du bist mein Leben, ohne dich sterbe ich, hab keine Angst, mein Sohn, ich lass dich nicht allein, ich komme zu dir, ich bin bei dir, weine nicht, mein Augensterne, nicht weinen, umarme mich, *abbràzzami*.

Die Carabinieri mussten die beiden Körper, die einer zu sein schienen, mit Gewalt voneinander trennen, und unter Schreien, Schluchzen und Kratzen wurde Lulù weggebracht.

Am Tag darauf sperrte man Luciano Segareddu in der Nervenheilanstalt von Girifalco ein. Sein irdisches Leben



vertrocknete wie ein Zweig, der auf einmal keine Blüten mehr hervorbringt; vom Licht und vom Land der Mutter getrennt, blieb das schwache Gehirn, wie es war, obwohl Arme, Beine und Körper weiterwuchsen.

Seine einzige Leidenschaft blieb die Musik, und er übte stunden-, tage-, jahrelang. Stets hatte er die Taschen voller Blätter. Wenn jemand ihn bat, etwas vorzuspielen, holte er sofort das passende Blatt heraus und musizierte im Tausch gegen die Zitronenlimonade, die er so liebte. Lulù spielte jede Melodie, um die man ihn bat – jede, bis auf eine.

Viele Jahre später, am Nachmittag des 9. August, rief Krankenpfleger Sciccapariddi nach ihm, denn Lulù hatte Besuch. Der Pfleger kämmte ihn, ließ ihn ein sauberes T-Shirt anziehen und führte ihn zum ersten Mal ins Wartezimmer. Lulù war aufgeregt, darum schob er die Hand in die Hosentasche, berührte zwei schwesterlich beieinander liegende Blätter und beruhigte sich wieder.

Langsam öffnete sich die Tür, und eine Gestalt kam herein. Lulù musterte sie. Regungslos saß er da und fragte sich, wer diese schwarz gekleidete Alte sein mochte, die in den Raum geschlurft kam und ihm in die Augen sah, ohne ein Wort zu sagen. Als sie nur noch einen Meter von ihm entfernt war, streckte die Frau eine zitternde Hand aus, strich ihm über die Wange und brachte kurzatmig heraus: »Luciano, *Luciano mio*, bist du es?«

Es war, als hätte diese uralte Stimme eine Kellerluke geöffnet, durch die Lulù in eine vergessene Welt rutschte: Klatschmohnfelder, ein musizierender Schäfer, ein Plattenspieler, die Umarmungen seiner Mutter, *màmmasa* ... Das Gesicht, das er nun vor sich sah, ähnelte dem Heili-

genbild der Madonna von Torre di Ruggiero, das er eines Tages auf der Kirmes gefunden und mit einer Stecknadel an seinem T-Shirt befestigt hatte, weil das Gesicht ihn an jemanden erinnerte, auch wenn er nicht wusste, an wen. Nun aber wurde ihm klar, dass er es eingesteckt hatte, weil diese Madonna seiner Mutter ähnelte. Er kam nicht dazu, nach ihr zu rufen, denn die Alte umarmte ihn und drückte ihn mit neu gefundener Energie an sich, als wollte sie alle versäumten Umarmungen aus ihm herauspressen, alle Küsse und Seufzer, die das Leben ihr vorenthalten hatte, dieses verfluchte Leben, das getrennt hatte, was niemals hätte getrennt werden dürfen.

Pietrina schluchzte herzerreißend, denn sie konnte kaum glauben, dass sie tatsächlich ihren Luciano im Arm hielt. Überall hatte sie nach ihm gesucht! Dieser niederträchtige Brigadiere hatte sie glauben gemacht, Lulù sei in Sizilien eingesperrt worden, und dorthin war sie gefahren, die Arme, aber vergebens, sodass sie nicht mehr wusste, was sie tun sollte. Fortan trug sie Trauer und beweinte ihren Sohn wie einen Toten, jeden Tag, bis ihr jemand riet, auch in Girifalco nach ihm zu suchen, weil es dort eine Nervenheilanstalt gab.

Lulù freute sich unbändig und war nun völlig verwirrt. Das konnte doch nicht wahr sein, vielleicht träumte er, vielleicht hatte er nie eine Mama gehabt, und die Alte dort war die leibhaftige Muttergottes, gekommen, um ihn zu trösten.

Als Pietrina das Gesicht ihres Sohnes betrachtete, das noch genauso aussah wie das ihres kleinen Jungen, begriff ihr Herz viele Dinge auf einmal, aber davon wollte sie nichts wissen, denn jetzt war sie endlich hier. Sie hielt

ihn im Arm, und nichts sollte diesen Augenblick verderben.

Sie setzten sich, und sie drückte seine Hand.

»Wie geht es dir, mein Junge? Was haben sie mit dir gemacht?«

Lulù lächelte, er schwieg und lächelte und schwang hin und her wie das Pendel einer Standuhr.

»Dein Vater ist tot, es ist kein Tag vergangen, an dem er mich nicht gefragt hat: Was Luciano wohl macht um diese Zeit? Dieser Unglückliche, welch schlimmes Ende hat es mit ihm genommen! Mein Sohn, wie sehnsüchtig ich auf diesen Augenblick gewartet habe; wie viele Nächte habe ich davon geträumt, dich zu umarmen so wie jetzt! Ich werde dich auf keinen Fall hierlassen. Nein, *Luciano mio*, deine Mama nimmt dich mit nach Hause, denn die bösen Menschen, die dir wehgetan haben, haben das Dorf verlassen. Jetzt kümmere *ich* mich um dich, *Luciano mio*. Du brauchst keine Medikamente, ich weiß, was du brauchst, damit es dir gut geht. Es ist ein Wunder, mein Sohn, ein richtiges Wunder! Ach übrigens, der Lehrer ist auch gestorben, du erinnerst dich doch an ihn, oder? Das war der mit der traurigen Musik.«

Lulùs Gesicht begann zu leuchten, er nickte, lächelte und brabbelte etwas Unverständliches. Er holte eine Handvoll Blätter aus der Hosentasche, wählte ein Blatt aus, steckte die anderen wieder ein und sah seiner Mutter in die Augen, wie um zu sagen: Hör zu, und dann fing er an zu spielen, als hätte er kein Kastanienblatt im Mund, sondern eine Glasflöte. Eine süße, traurige Melodie begann die Falten seiner Mutter zu glätten, der Walzer, den sie an jedem Donnerstagmorgen gehört hatten und den

Lulù nach unzähligen Versuchen gelernt, aber nie einer Menschenseele vorgespielt hatte, denn dies war die Musik der Mutter und der Madonna, und nur für sie würde er sie spielen.

Seine Mutter weinte, weil ihr Sohn wie ein Engel spielte, seine Lippen die Noten von Herbst und Frühling erklingen ließen, sein Atem von vergeudetem Leben erzählte, von misslungenen Existenzen. Sie weinte vor Freude und Traurigkeit, denn manchmal kondensiert ein ganzes Leben – Millionen von Sekunden, die Sonnenuntergänge vieler Jahre – in einem Augenblick, in einer Geste, in einer unendlich bedeutsamen Minute, so als dienten Geburten, Pflanzen, Lieben und Trennungen nur dazu, die Bühne vorzubereiten, auf der in einem flüchtigen, einzigartigen Moment das Stück aufgeführt wird, das allein das Leben ist. Weder vorher noch nachher gibt es etwas anderes, wie bei einem Schauspieler, der sich jahrelang einen Satz zu rechtlegt, ihn ausspricht und dann für immer hinter den Kulissen verschwindet. Pietrina ging das Herz über, sie schloss die Augen und sah sich mit ihrem Sohn am Brunnen sitzen und zu einem leeren Fenster hinaufblicken; sie dachte an all die schönen Dinge, die ihr entgangen waren; sie dachte, dass vielleicht irgendwo ein anderes, verborgenes Leben auf sie wartete, Straßen, die mit Musik und Frühling gepflastert waren. Dann verstummte die Musik. Pietrina schlug die Augen auf und beugte sich zu Lulù: »Wie schön du spielen kannst, *Luciano mio*, du bist ein Meister geworden, ein Lehrer, du machst das sehr gut, mein Junge.«

Erneut öffnete sich die Tür, und der Pfleger erschien.

»Keine Angst, Lulù, ich gehe jetzt zum Direktor. Ich

frage ihn, was ich tun muss, um dich hier rauszuholen, und dann komme ich wieder und nehme dich mit, für immer, denn wir werden uns nie wieder trennen, nie mehr.«

Ein letztes Mal schloss sie ihn fest in die Arme und küsste ihn auf die Stirn, dann machte sie sich auf den Weg zum Ausgang.

»Ich komme wieder, mein Junge, bald bin ich wieder da«, und auf einmal war es, als hätte ein Kurzschluss die alte Glühbirne in Lulùs Gehirn wieder eingeschaltet und ihm gezeigt, wie man die Wörter aneinanderreicht: »Mama, geh nicht weg, Mama, nimm mich mit!«

Pietrina konnte es nicht ertragen. Sie kehrte um, umarmte und beruhigte ihren Sohn, wie sie es früher nach schlimmen Träumen immer getan hatte, hab keine Angst, deine Mama lügt dich niemals an, Mama kommt und holt dich ab. Da, nimm dieses Bildchen der Madonna von Polsi, das ist, als wäre ich hier bei dir, um dich zu beschützen, in den paar Tagen, die ich wegbleiben muss, wird sie sich um dich kümmern. Und bete, bete zum Engel Gottes, erinnerst du dich noch? *Engel Gottes, mein Beschützer*, bete, dass der Engel das Wunder wirkt und mich zurückkommen lässt.

Luciano Segareddu, den alle Lulù nannten, weil seine stotternde Zunge den eigenen Namen so aussprach, sollte seine Mutter an diesem Tag zum letzten Mal gesehen haben. Arme Pietrina. Als sie die Tür schloss, glaubte sie wegen der Musik, ein anderes Leben sei möglich, sie glaubte, ihr Sohn habe die Blätter aus der Hecke gerissen, hinter der sich dieses andere, glückliche Leben verbarg, die Hecke habe sich geöffnet, glaubte sie, und lasse Licht hindurchscheinen.

Sie ging zum Direktor und sagte, sie habe die Absicht, Lulù mit nach Hause zu nehmen. Er erhob keine Einwände. Seit einigen Jahren ließen sich epileptische Anfälle mit Medikamenten behandeln, aber dafür mussten etliche Dokumente besorgt werden, in erster Linie ein Papier des Bürgermeisters, in dem darzulegen war, dass die aufnehmende Familie – Sie, Signora – in der Lage war, den Erfordernissen des Pfleglings gerecht zu werden, und danach trat die Kommission zusammen, die nach Kenntnisaufnahme der positiven Umstände die zeitweilige Entlassung des Kranken bestätigte. Auch die Worte des Direktors kamen Pietrina wie Musik vor, wie weitere Blätter, die aus der Hecke gepflückt wurden, und als sie Girifalco verließ, hoppelte ihr das Herz in der Brust wie ein Kaninchen im Käfig.

Arme Pietrina, wie dumm du bist!

Glaubst du wirklich, dass es Leuten wie dir vergönnt ist, ein anderes Leben zu führen? Glaubst du wirklich, dass irgendjemand nach Lust und Laune den verdammten Knoten lösen kann, mit dem er an die Welt gebunden ist wie ein Tuch um den Hals? Im Grunde hast du recht: Es gibt ein anderes Leben, eines, das nach Brot frisch aus dem Ofen duftet und nach reifen Feigen, aber nicht für uns, die wir es gewöhnt sind, kümmerliche Reste und Wildkräutersuppe zu essen, für uns niemals.

Und darum starb Pietrina Spordigna, geboren unter einem unglücklichen Stern, drei Tage später, weil das unerwartete Glück sie ins Herz getroffen hatte wie ein Blitz, ihr Herz, das nun zu schnell schlug, nachdem es jahrelang ruhig und beständig seine Arbeit getan hatte. Sie starb nachts, als sie in ihrer Zibibbolaube saß, um der lieblichen,

traurigen Musik sich abwechselnder, gleichgültiger Universen zu lauschen.

Lulù erfuhr es nie. Sein Leben lang wartete er auf Mama, die kommen und ihn mitnehmen würde, seine Mama, die er zuletzt vom Fenster aus gesehen hatte, als sie in den Bus stieg, und während er sie wegfahren sah und sich einsam fühlte, betete er: *Engel Gottes, leite ihn, dass er mich mit der Vaterliebe erleuchtet ... Màmmasa*, die der Mutter Gottes ähnelte und niemals log, *màmmasa*, nach der er von nun an täglich im Dorf suchte und jeden fragte: *Vidìstuvu mamma?* Haben Sie meine Mama gesehen?

Auch an diesem Abend viele Jahre später lag Lulù in Halle C der Nervenheilanstalt von Girifalco auf seiner Pritsche, blickte in den Himmel und wartete auf seine Mama, als hätten sie sich erst am Tag zuvor getrennt, als wäre sie wie ein Stern dazu bestimmt, ihm auf den Kopf zu fallen.

Es war warm, und er trat ans Fenster. Er nahm einen ungewohnten Duft wahr. Die Luft roch nach Rosmarin und frischem Klee, so intensiv, wie wenn jemand einen Parfümflakon geöffnet hätte, und er sah sich um, weil er wissen wollte, wie das geschehen konnte.

## Die Vertrocknete

Es war ein sehr heißer Tag, und die Luft kochte wie das Morzello im Tontopf.

Cuncettina, von boshaften Dorfbewohnerinnen die Vertrocknete genannt, hatte das Fleisch schon morgens aufgesetzt, denn das Erfolgsgeheimnis bestand darin, es lange kochen zu lassen. Bei dieser Hitze wollte sie nicht in der Nähe des Herds sein, aber am Tag zuvor hatte ihr Mann Lust bekommen, sich mit Morzello und *pitta*, hausgemachten Brotkringeln, vollzustopfen, darum war Cuncettina noch am Abend bei Pinnazzu vorbeigegangen und hatte ein Kilo Innereien gekauft. Sie hatte sie gewaschen und die ganze Nacht in Öl, Zitrone und Essig ziehen lassen.

Sie war zu Pinnazzu gegangen, denn Nina Curàtulas Metzgerei, die nur sechzehn Meter von ihrem Haus entfernt lag, betrat sie seit dem Tag nicht mehr, an dem dieses blutbesudelte, grobschlächtige Mannweib, das Lämmer und Kühe zerteilen konnte wie Erdnüsse, ihr verkündet hatte, dass sie mit dem vierten Kind schwanger war.

Concetta Licatedda, Tochter von Antonio Licatedda und Maria Rondinelli, wurde an einem 24. Juni in Girifalco geboren. Als sie zur Welt gekommen war, stieg ihr Vater auf



dem Balkon auf einen Stuhl, hielt das Kind hoch wie eine Trophäe und verkündete lauthals: »Läutet die Glocken, denn endlich ist meine Cuncettina da!« Man hatte auf sie gewartet wie auf das Jesuskind, denn Mariuzza Rondinelli war es in fünf Jahren Ehe nicht gelungen, schwanger zu werden.

Ihr Unterleib schien so trocken wie gebrannter Ton. Es war, als wäre der Samen, den Antonuzzu fast täglich in den geheimen Kirchenschiffen seiner Frau ablegte wie eine Opfergabe, von minderer Qualität. Denn anstatt das erwartete Wunder zu tun, wurde er sinnlos an den Wänden der Gebärmutter zerquetscht wie Mücken auf der Windschutzscheibe und würde sich beim ersten Wasserlassen erneut zu den wundervollen, aber nie erzählten Geschichten veränderter Menschenleben gesellen.

Antonuzzu aber waren die verhinderten Geschichten scheinbar egal, er wollte nur einen Sohn, in dem der Vater weiterleben würde, auf dass sein Nachname nicht auf dieselbe fruchtlose Weise vergehen möge wie sein Samen. Wenn er die Straße entlanglief, spürte er die Blicke der anderen und hatte das Gefühl, dass sich alle über ihn lustig machten.

Jeder konnte Kinder zeugen, sogar Turi Imbaracchiu, dieser arme Teufel, der keine zwei Wörter herausbrachte, ohne zu stottern. Wäre seine Frau schuld gewesen, hätte Antonuzzu die Situation weniger bedrückt, aber die Frage, ob vielleicht er selbst der Unfähige war, raubte ihm den Schlaf. Jedes Mal, wenn er sich entlud, kam ihm der Schwanz zwischen seinen Beinen wie eine leere Doppelflinte vor oder wie ein Schneckenhaus ohne Schnecke.

Mariuzzas Gedanken waren ebenso trostlos, denn sie

fand, dass eine Frau, die keine Kinder bekommen kann, auf dieser Welt zu nichts nütze sei, und wäre es nach ihr gegangen, hätte sie Trauer getragen, denn keine Kinder bekommen zu können, schien ihr ebenso tragisch, wie wenn sie einem sterben. Bleib ruhig, sagten die älteren Nachbarinnen, das ist die beste Medizin, aber schon der Gebrauch dieses Wortes sagte alles: Eine Frau, die keine Kinder bekommen konnte, war krank.

Und zum Arzt gingen sie regelmäßig, Antonuzzu und Mariuzza, sogar nach Catanzaro fuhren sie, nachdem Doktor Vonella sie dorthin geschickt hatte, aber es war nichts zu machen, die Frau schien so trocken wie ein Stein. Zwei Jahre nach der Hochzeit und nach einer endlosen Reihe von Arztbesuchen in der Hauptstadt, nach Kuren auf der Grundlage von Wachteleiern und Hühnerbrühe und Paarungen bei Vollmond wusch Maria noch immer den blutigen, weinroten Strom aus ihren Unterhosen, der ihr einmal pro Monat ins Gedächtnis rief, dass sie nur eine halbe Frau war.

»Antonuzzu«, sagte sie eines Abends, als der Vollmond, weiß vor Sehnsucht, am Himmel glänzte, »ich bin schuld daran, ich ganz allein, du hättest mich nicht heiraten dürfen, denn die Natur hat mich leider so geschaffen, und wenn du mich verlassen willst ...«

Antonuzzu spürte, wie ihm warm ums Herz wurde, und er nahm sie so zärtlich in den Arm, als wäre sie ein kostbarer Gegenstand.

»*Mariuzza mia*, ich bleibe bei dir, und wenn es unser Schicksal ist, keine Kinder zu haben, dann heißt das, dass Gott es so will.«

Diese Worte und weitere Umarmungen vertrieben

Sturm und dunkle Wolken aus den Seelen dieser beiden unglücklichen Menschen, sodass sie ein wenig zur Ruhe kamen.

Nach jenem Abend vergingen drei Jahre, in denen Antonuzzu und Mariuzza ihre Wünsche und Hoffnungen zu vergessen versuchten. Dann, eines Abends, als sie zum Schlafen in der Hütte beim Feld geblieben waren, weil sie bis spät abends die Ernte eingebracht hatten, überkam Antonuzzu die Lust, seine Frau inmitten der Ähren zu nehmen, so wie er es am Morgen bei den Pferden gesehen hatte. Der Mond schien hell wie eine Straßenlaterne, und Maria fand es wundervoll, auf diese Art ausgefüllt zu werden, während sie in den Sternenhimmel blickte und den Geruch von Erde und Brot einatmete.

In dieser Nacht empfing sie Cuncettina.

Als Mariuzzas Bauch zu schwellen begann, schien sich eine Wolke aus Lächeln und Segnungen auf das Haus Licatedda zu senken. Ihr Mann behandelte sie wie eine Prinzessin. Damit sie sich ausruhen konnte, stellte er eine Haushälterin ein, und er kam nie ohne ein kleines Geschenk für Mariuzza nach Hause: eine Feldblume, eine Kette aus Brombeeren, eine Handvoll Aprikosen. Am liebsten wäre sie ihr Leben lang schwanger geblieben, denn herumzulaufen und sich den Bauch zu streicheln machte sie unsagbar glücklich.

Als Cuncettina zur Welt kam, sehnsüchtig erwartet wie eine Sternschnuppe, wurde im Haus Licatedda eine Woche lang gefeiert. Die Kleine wurde mit den schönsten Schühchen, den elegantesten Kleidchen, mit allen erdenklichen hübschen Dingen bedacht. Und dazu Puppen jeder Art, um die sich die Kleine mit der gleichen Aufmerksam-

keit kümmerte, die ihre Mutter ihr selbst zukommen ließ: Sie badete sie, bereitete ihnen etwas zu essen zu, fütterte sie, legte sie in die Wiege und sang ihnen Schlaflieder vor.

Cuncettina besuchte die Pädagogische Hochschule in Catanzaro Lido. Antonuzzu Licatedda schwitzte Unter- und Oberhemd voll, damit es ihr an nichts mangeln sollte. All die Mühe und sein Rücken, der schlapp zu machen drohte, spielten keine Rolle angesichts der Vorstellung, dass eine Licatedda, seine Cuncettina, Lehrerin für die ganz Kleinen werden würde.

Ein vorgezeichnetes Schicksal, denn kaum hatte sie die Ausbildung beendet, trat Cuncettina eine Stelle in der Vorschule von Girifalco an und erfüllte Antonuzzus Traum und die Hälfte seiner Wünsche.

Für die andere Hälfte musste sie allmählich etwas tun, und da sie Arbeit und das richtige Alter hatte, sollte sie nun heiraten.

Drei oder vier Dorfbewohner hatten ihr Avancen gemacht, aber keiner davon entsprach ihren Vorstellungen. Eines Tages jedoch fand sie auf dem Weg zum Kindergarten einen Schnuller aus Kautschuk vor dem Gittertor. Sie hob ihn auf, wischte rasch die Erde ab, die daran klebte, und bewahrte ihn in ihrer Tasche auf, überzeugt, dass er ihr Glück bringen würde. Und es erwies sich als glücklicher Zufall, dass sie sogleich Cosimo Vaiti behände von seiner Vespa springen sah und sich in dessen Leichtigkeit verliebte. Als sie an ihm vorbeiging, blickte sie ihn lächelnd an, und ehe sie den Kindergarten betrat, drehte sie sich um und lächelte ihn ein weiteres Mal an. Cosimo dachte, die Tochter von Antonuzzu Licatedda scheint

mich tatsächlich zu mögen. Auf diese Art führten alltägliche Handlungen wie das geschickte Absteigen von einem Motorroller und der Zufallsfund eines Schnullers zu einer Ehe.

Sie heirateten in der Chiesa delle Croci, und die Braut wurde von den Kindern aus der Vorschule begleitet.

»Der Moment ist gekommen«, flüsterte ihre Mutter ihr zu, ehe sie Cuncettina in die Hochzeitsnacht entließ, »und jetzt, *figlia mia*, jetzt darfst du keinen Tag mehr warten.«

Wer weiß schon, wer darüber entscheidet, was wir sind? Wer weiß, aus welcher Kombination winziger Zellkerne sich die Augenfarbe ergibt, die Schuhgröße, oder welcher molekulare Hauch über das Maß unserer Zurückhaltung oder Anmaßung entscheidet? Eine Lostrommel, die sich dreht, eine von Tausenden Kugeln, die aus dem Loch fällt und auf der wie in einem Kochbuch die Dosis unseres Glücks und unseres Schmerzes notiert ist, von welchen Hoffnungen wir leben, welchen Tod wir sterben werden. Aber warum ausgerechnet *diese* Kugel? Warum dieses Leben und nicht eine der unzähligen anderen Möglichkeiten? Aufgrund dieser rätselhaften geheimen Gesetze, die uns an unsichtbaren Fäden halten, erbte Cuncettina nicht nur die prächtigen haselnussbraunen Haare ihrer Mutter, sondern auch deren heimliches Unglück.

Nachdem sie im Juli geheiratet hatte, war sie überzeugt, dies sei ihr letzter Sommer ohne Kind, und sie träumte bereits von ihrem dicken Bauch, den geschwellenen Füßen und den ersten Tritten im Unterleib. Stattdessen tat sich auch ein Jahr später noch nichts.

Nein, das kann nicht sein, dachte sie, das ist unmöglich, sicher ist es nur ein Missgeschick, die Dringlichkeit, mit

der ich Mutter werden will, etwas anderes kann es nicht sein, denn der Herr ist nicht so grausam, einem Vogel Flügel zu schenken und ihm dann die Füße an den Zweig zu binden.

Die Dürre des Fleisches, das nicht trägt, hatte begonnen, ihren Schatten auf den Körper der jungen Frau zu werfen. Mariuzza, die die Leiden der Unfruchtbarkeit kannte, versuchte, ihre Tochter zu beruhigen, indem sie ihr Geduld befahl, Vertrauen einflüsterte, Beharrlichkeit vorschrieb, denn du selbst bist gekommen, obwohl bereits jede Hoffnung verloren war, obwohl das Unglück der Resignation meine Seele schon hatte verdorren lassen. Und dann kamst du, mein Licht, als das Leben eine sternlose Nacht war, und ich sage dir, auch für dich wird es hell werden, denn im Geist sehe ich meine Enkelin bereits um mich herum und durch das Haus tanzen.

Aber nichts davon trat ein, und Cuncettina fügte der Dunkelheit der Universen und all der Leben, die ihre Umlaufbahn verfehlt hatten, ihren eigenen Nebelfleck hinzu.

Sie hatte ein sanftes Gemüt wie eine Taube, die sich mit den Brotkrumen begnügt, die sie aufpicken kann. Sie fluchte nicht und bekam keine Tobsuchtsanfälle; sie verbarg ihre Enttäuschung und den Schmerz über die ausbleibende Mutterschaft; wie lautlose Sturmfluten unterspülten diese Gefühle die Ufer ihres Körpers, trugen ein Körnchen ums andere ab, bis sich die sandigen Küsten unwiderruflich auflösen würden.

Cuncettina kannte die Erzählungen ihrer Mutter und Großmutter, in denen es um das lange, verzweifelte Warten auf Empfängnis ging, in- und auswendig, und die Schwierigkeit, ein Kind zu bekommen, war ihr so vertraut

wie eine Gutenachtgeschichte. Das war hilfreich, denn anfangs sagte sie sich, dass es ihr ebenso ergehen würde wie ihrer Mutter, sodass sie sich, wenn die Natur einmal im Monat in blutiger Trauer der Dürre ihres Fleisches gedachte, mit der Aussicht auf den folgenden Monat tröstete. Sie beschloss, dass sie erst fünf lange Jahre später die Hoffnung würde aufgeben müssen.

Aber bald, allzu bald, nutzte der Glanz sich ab, und Cuncettina begriff, dass vielleicht nichts von dem eintreten würde, wovon sie schon als *picciridda*, als kleines Mädchen, geträumt hatte, dass sie niemals einen schwangeren Bauch haben würde, keine Kinder, die sie im Arm wiegen und füttern, keinen kleinen Jungen, der sie Mama nennen würde.

Wenn sie hörte, dass eine Dorfbewohnerin schwanger war, schloss sie sich zu Hause im Dunkeln ein wie eine zum Tode Verurteilte, die darauf wartet, am eigenen Leib das Leiden der Kreuzigung und der sofortigen Wiederauferstehung des Fleisches zu erleben. Und in ihren düsteren Fantasien schien es, als täten die Frauen dieser Welt nichts anderes, als Kinder zu bekommen. Wohin sie auch sah, überall entdeckte sie die universellen Zeichen der Fruchtbarkeit: schwangere Bäuche, Neugeborene und Kinderwagen. Offenbar fand die Welt Gefallen daran, ihr das Verzeichnis ihrer Leiden unter die Nase zu halten.

Weil sie an jedem Tag diese kleinen Tode starb, kam Cuncettinas Verstand manchmal vom Weg ab, zum Beispiel als Cosimo nach Hause kam und sie dabei ertappte, wie sie im Zimmerchen des verhinderten Kindes das Bett machte und dabei mit monotoner Stimme Kinderlieder vor sich hin sang, oder an den Abenden, an denen sie,

eine Hand auf dem Bauch, weinend auf der Terrasse saß und unnütze Sternschnuppen betrachtete.

Nervöse Erschöpfung, hatte Dottor Vonella mehrmals festgestellt, lassen Sie sie einfach in Ruhe, und machen Sie ihr keine zusätzlichen Probleme.

Cosimo hatte resigniert: In seinem kiesigen, ausgetrockneten Körper war die Hoffnung, Kinder zu zeugen, versiegt wie ein Flüsschen im Sommer. Im Lauf der Jahre hatte er gelernt, mit derselben Ungewissheit an der Seite seiner Frau zu leben wie jemand, der mit dem Schiff fahren muss und auf ruhige See hofft, Unwetter und Sturmfluten einfach hinnimmt und nach den Sonnenstrahlen Ausschau hält, die sich hinter Wolkenbänken ankündigen. Wenn er sie heimlich im Kinderzimmer mit jemandem sprechen hörte, der nicht da war, zog sich sein Herz so schmerzlich zusammen, dass er das Haus verließ und den ganzen Tag draußen verbrachte, in der Hoffnung, dass sie bei seiner Heimkehr am späten Abend bereits die Augen geschlossen haben und den Wahnsinn auf den Feldern ihrer Träume kultivieren würde. Wie konnte er dieser Frau, die ihn wie einen Prinzen behandelte, böse sein?

Das tat sie auch an diesem Abend, an dem er vor einem warmen Brotkringel voll köstlichem Morzello saß, nur weil er den Wunsch danach geäußert hatte. Er hatte sogar ein paar Gläser Wein getrunken, gerade so viel, dass er ein bisschen beschwipst und in der Lage war, seiner Frau klarzumachen, was sie ihm geben musste, damit dieser Tag einen würdigen Abschluss fand. Cuncettina ging ins Bad, kämmte sich die Haare und zog das transparente geblümete Unterkleid an. Als sie zu ihm ins Bett stieg, lag



ein ungewohnter Duft in der Luft, es roch nach Rosmarin und Klee.

»Bist du das?«, fragte er und schob ihr die BH-Träger über die Schultern hinab.

»Nein, das kommt von draußen«, flüsterte seine Frau.

Als er sich später auf die Seite drehte, dachte Cosimo, dass das Leben ihm besser schmecken würde, wenn es mehr Tage wie diesen gäbe, und während sich Cuncettina im Bad den nutzlosen Samen aus der Leiste wusch, den sie so abstoßend fand wie Schneckenschleim, drang der Duft von Rosmarin und Klee noch stärker zum Fenster herein, so langanhaltend wie ein Lockruf.

### 3

## *Der Stoiker*

Es war ein sehr heißer Tag, und die Luft glühte wie die Eisen, mit denen Ruaccu Conte das Fell seiner Schafe brandmarkte.

Archidemu bemerkte es, noch ehe er die Augen öffnete, denn während er langsam erwachte und Träume mit Gedanken verwechselte, spürte er die schweißnassen Laken bereits unangenehm auf der Haut. Er schob sie weg, drehte sich auf die Seite und versuchte, wieder einzuschlafen.

Aber die irdische Mechanik hatte bereits das Räderwerk in Betrieb gesetzt, das auch ihn erfasste, und so weckte ihn nach wenigen Minuten trügerischer Ruhe erneut die gellende Stimme des diensttuenden Straßenhändlers: *Melooonen, frische Melooonen!* Verwirrt stand er auf und ging ins Badezimmer, und während er sich erleichterte, fiel ihm wieder ein, dass er eigentlich gar nicht aufwachen wollte, weil es der Morgen des 9. August war.

Archidemu Cucuzzuna Crisippu, Sohn von Musoniu Crisippu und Maria Imperatrice Vonella, wurde in Giralco als drittes Kind nach Aristinu und Doduru und vor Maria Ausiliatrice und Maria Beata geboren.

Der Spitzname Cucuzzuna ging auf den Urgroßvater väterlicherseits und dessen Erbe der Kahlköpfigkeit zu-

rück, denn die Männer der Familie Crisippu waren immer schon so kahl wie Kürbisse gewesen.

Glatzköpfig, sodass er der vornehmen Familie von Geburt an Ehre machte, kam Archidemu am 2. Februar – allgemein als Mariä Lichtmess bekannt – zur Welt, und beim ersten Wimmern sagte sein Vater Musoniu leise den alten Spruch auf: *Wer an Mariä Lichtmess zur Welt gekommen, bleibt kühl im Herzen und handelt besonnen.*

Den Zauber des Gleichmuts setzte er sich auf den Kopf wie eine Krone, die ihn vor den spitzen Giftpfeilen des Lebens beschützte. Schon als kleiner Junge nahm Archidemu die Ereignisse der Welt mit derselben Gleichmut hin, mit der Colajizzus Esel die Schläge seines Herrn einsteckte, während er mit gesenktem Kopf weiterhumpelte. Es handelte sich um einen Erbfehler, denn es schien, als hätten sich in dieser Familie die Gene der Tat- und Entscheidungskraft in den Haaren abgesetzt, die sie nicht besaßen, und so wanderten sie von Generation zu Generation auf der Welt umher wie in einem ewigen Herbst, dessen gefallene, von Schirokko und Westwind umhergewirbelte Blätter sie selbst waren.

Die Untätigkeit der Familie Crisippu beruhte nicht auf einem pädagogischen Grundsatz, sondern gehörte zu den rätselhaften Eigenschaften, die sich in einem mikroskopisch kleinen Gen verbergen, das sich in seiner kurzen Existenz zwischen Nerven und Muskeln, Hohlräumen und Mittelhandknochen herumtreibt, um sich schließlich in jenes ebenso winzige Teilchen eines Spermiums zu betten, das der Vernichtung entgehen wird.

Gewiss, beim Heranwachsen in einer Familie, die keine Lust hatte, sich um irgendetwas zu kümmern, wurde das

Gen vermutlich bis an den äußersten Rand der Trägheit getrieben: Die Welt konnte ihnen vor die Füße fallen, die Crisippus rührten dennoch keinen Finger, und der ständige Anblick von Menschen, die sich nicht einmal vom Stuhl erhoben, um sich ein Taschentuch zu holen oder ein Glas Wasser einzugießen, diente ihren Kindern als Vorbild, sodass Verzicht und Untätigkeit zu täglichen Gewohnheiten wurden.

Da die Dinge so standen, hätten die Crisippus keine vier Generationen überlebt, wären sie noch dazu blöd gewesen – im Gegenteil, die natürliche Auslese wollte es, dass sich zu dem Gen des Nichtstuns jenes der Gerissenheit gesellte.

Getreu ihrem Grundsatz der Zurückhaltung nutzten die Crisippus ihr verborgenes Talent und bauten sich einen Käfig, in dem sie sorglos leben konnten. Um den Widrigkeiten des Lebens zu trotzen, die ihre irdische Gleichgültigkeit tagtäglich auf eine harte Probe stellten, erledigten sie zwei Aufgaben mit großer Sorgfalt: eine Arbeit suchen, bei der sie nicht schwitzen mussten, und eine Frau heiraten, die an ihrer Stelle schwitzen würde. Erledigten sie beide Aufgaben mit Erfolg, war dieser Familie von Müßiggängern ein glückliches Leben im Zeichen von Untätigkeit und Seelenruhe vergönnt.

Und eines muss man den Crisippus lassen: In dieser Hinsicht erwiesen sie sich als einfallsreich. Musoniu, Archidemus Vater, hatte sich als Gemeindediener einstellen lassen, sein Onkel Vacchianu arbeitete als Telefonist bei der Bezirksregierung, Großvater Mucciuni war Portier im Stadtkrankenhaus von Catanzaro, und Urgroßvater Lentinu war leitender Friedhofswärter gewesen. Eine

vornehme Familie, konnten sich die Crisippus doch rühmen, noch nie einen Maurer oder Bauern in ihren Reihen gehabt zu haben, denn Anstrengung und Schweiß waren ihnen unangenehmer als Durchfall oder eine Blinddarmentzündung.

Die Sache mit den Frauen ging problemlos über die Bühne, denn in einem süditalienischen Dorf war eine unterwürfige Frau leichter zu finden als Steinpilze und Kaiserlinge auf dem Berg Contìsa nach einer verregneten Nacht.

Ob die Auserwählte schön war, spielte keine Rolle, auch angesichts der mäßig ausgeprägten Anmut der Crisippus selbst. Sie musste lediglich in der Lage sein, sich um den Haushalt zu kümmern und die Kinder allein zu erziehen. Sie musste Holz hacken, schneiden und kochen, Rechnungen bezahlen, zu Beerdigungen und Hochzeiten gehen und behördlichen Aufforderungen Folge leisten können. Die Ehefrau eines Crisippus musste ein stets aktiver Vulkan sein.

Bis jetzt war es immer gut gegangen, denn alle hatten Hausstände gegründet, die eines Sultans würdig gewesen wären. Vor allem Maria Imperatrice Vonella, Archidemus Mutter, war eine Frau, wie man sie nur selten findet: bienenfleißig, stark wie ein Stier und stur wie ein Esel, aber dafür war die Arme – *scentina idda!* – hässlich wie die Nacht.

Was das andere Geschlecht betraf, war Archidemu eine Ausnahme, denn er wollte von einer Frau im Haus nichts wissen. Keine Braut, keine Schulfreundin, die er je geküsst, keine Freundin, der er sich anvertraut hätte. Frauen waren für ihn eine fremde Welt, ein dunkles Zimmer, das er lie-

ber nicht betrat. Und so blieb Archidemu sein Leben lang jungfräulich, rein und unbefleckt wie die Statue des heiligen Rocco. Für den Haushalt war Rosetta Mpalisata da, ein junges Mädchen aus Carrùsi, das jede Woche zum Putzen kam und alle möglichen Aufgaben für ihn erledigte.

Was die Arbeit betraf, so hatte Archidemu getreu dem Motto, nur ja keinen Finger zu rühren, stets fleißig gelernt. Er fand Gefallen an Philosophie, schloss die Mittelschule und die Universität ab und fing an zu unterrichten, sodass er der erste und einzige Philosoph in der Dynastie der Crisippus wurde.

Ein Stoiker, um genau zu sein.

An einem Ostermontag – die ganze Familie war auf dem Land in Mangraviti um einen langen, festlich gedeckten Tisch versammelt – erhob sich Archidemu, der in Messina soeben seine erste Prüfung in Philosophiegeschichte abgelegt hatte, bat um Ruhe und setzte zu einer Rede an, in der er schwülstige, zum größten Teil unverständliche Wörter aneinanderreihete: Viele Jahrhunderte zuvor habe es eine Gruppe von Philosophen gegeben, die genauso dachten wie sie, wichtige Leute, die die Tugend der Selbstbeherrschung und die Abkehr von irdischen Dingen predigten, weil ihr Ideal die Gleichgültigkeit war, das heißt die absolute Kontrolle über die Leidenschaft, die Ursache aller Übel. Man müsse dem Wesen der Welt gemäß leben, dürfe sich den Ereignissen nicht widersetzen, sondern solle ihnen im Gegenteil Folge leisten, *abstine sustine*, man müsse entsagen, ertragen und seelenruhig hinnehmen, was das Schicksal für einen bereithielt. Die Crisippus blieben ihrem Naturell treu. Bereits nach zwei Minuten gähnten sie und reckten sich. Sie wurden etwas wacher,

als sie die Geschichte von dem Hund hörten, der an einen Wagen gebunden war und nur deswegen lief, weil er sich sonst den Hintern verbrannt hätte. Aber als sich der Redner dazu verstieg, die Sache mit einem Zitat von Seneca zu würzen – *ducunt volentem fata, nolentem trahunt* –, fielen alle endgültig in tiefen Schlaf. Sie schnarchten und röchelten, sodass der betrübte Redner gezwungen war, seine Ansprache vorzeitig zu beenden und kurz und bündig zu dem Schluss zu kommen, dass wir keine Idioten, sondern Stoiker sind, *cūnni non simu ma stoici* – was zu einer Losung wurde, einem Sinnspruch für das Familienwappen, den die Crisippus auswendig lernten und immer dann von sich gaben, wenn ein Dorfbewohner einen Kommentar zu ihrer Faulenzerei abgab.

Für Archidemu war die Entdeckung des Stoizismus eine Offenbarung, denn was ihn tatsächlich zum Studium der Philosophie trieb, war der Wunsch, diese Gruppe von seltsamen Menschen, zu der auch seine Familie gehörte, genauer kennenzulernen, Menschen, die sich den Ereignissen der Welt beugten, ja mehr noch: die sie als notwendig hinnahmen. Es war ein Fieber, das nie nachließ und seinen Hang zur Untätigkeit noch verstärkte, ihn geradezu adelte.

Archidemu kam zu der Überzeugung, dass ein entfernter Vorfahre von ihm mehr darüber gewusst haben musste, seinen Nachkommen aber offenbar verschwiegen hatte, dass die immer gleichen Vornamen der Crisippus exakt auf diese Gruppe schicksalsergebener Denker zurückgingen, dass ihr Blut möglicherweise direkt von dieser Bewohnerschaft der Magna Graecia stammte. War ihr Nachname vielleicht eine Dialektform des Namens

Chrysippos von Soloi, eines berühmten Meisters der Stoa Poikile? Und die Namen Archedemus und Musonius Rufus? Und die Tatsache, dass die Stoiker als Büsten immer ohne Haare dargestellt waren und einer von ihnen, Ariston, sogar »der Kahle« genannt wurde? Also war seine Familie von stoischem Blut und stoischer Noblesse, weshalb Archidemu für einige Monate sogar den typischen kurzen Umhang getragen hatte wie der zwölfjährige Marc Aurel.

Archidemu hatte einen Bruder namens Sciachineddu, sechs Jahre jünger als er, ein Junge, der gar kein Crisippu zu sein schien, so neugierig und rege war er und bewegte sich flink wie ein Tier, ein quietschfideles Kerlchen, das alle zur Verzweiflung brachte. Er war Archidemus Schatten. Er folgte ihm überallhin, ließ sich die Welt von ihm erklären und wollte alles nachmachen, was der große Bruder tat.

Sciachineddu hing an Archidemus Lippen, und der liebte ihn mehr als alles andere auf der Welt. Der Abstand, den er sonst zu allem Irdischen wahrte, verschwand, wenn der Kleine ihn anlächelte und umarmte. Sie schliefen sogar im selben Bett, und sobald Sciachineddu eingeschlafen war – nicht ohne sich zuvor von seinem Bruder eine Geschichte erzählen zu lassen –, musterte Archidemu ihn voller Bewunderung, und er hätte sein Leben für das dieses engelgleichen Wesens gegeben. Archidemu beneidete Sciachineddu um sein starkes, entschiedenes Naturell, so wie Sciachineddu gern die Weisheit seines älteren Bruders gehabt hätte. Sie schienen zwei Seiten derselben Medaille, die beiden Henkel desselben Wasserkrugs, zwei Bruchstücke der Welt zu sein, die sich ausnahmsweise wiedergefunden hatten und genau ineinanderpassten.



Aber dann kam es zu dem Vorfall, dem Pragma, der Episode, die Archidemu Leben verdrehte wie einen ausgeprägten Lappen.

Es war ein 9. August, und die Familie Crisippu hatte sich auf dem Land zusammengefunden, wie sie es häufig tat, um der brütenden Hitze im Dorf zu entfliehen. Nach dem Mittagessen fragte Sciachineddu den Bruder, ob er mit ihm Brombeeren suchen würde. Archidemu ging es gründlich gegen den Strich, seinem Bruder bei dieser Hitze in die Wälder von Covello zu folgen, aber um nichts in der Welt hätte er ihn allein gelassen, und darum machten sich die beiden auf den Weg in den Wald, während ihre Angehörigen, die einzigen Überlebenden der tausendjährigen stoischen Diaspora, sich ein Plätzchen im Schatten suchten, die Glieder ausstreckten und einschliefen. Sie kannten die Gegend gut, und dennoch bat Archidemu seinen kleinen Bruder, in seiner Nähe zu bleiben und auf keinen Fall weiterzugehen als bis zur Lichtung. Dieser Winkel des Waldes wirkte wie eine andere Welt: Kühnende Schatten und dichtes Geäst machten ihn zu einem zeitlosen Ort, und die Sonnenstrahlen, die mancherorts durch das Laub drangen, legten sich auf den Humus wie eine segnende Hand. Archidemu blickte sich gebannt um, und auf einmal hörte er zu seinen Füßen etwas rascheln. Er senkte den Kopf und sah, dass eine Schlange seinen Schuh streifte. Er bekam Angst, brachte es aber fertig, wie angewurzelt stehen zu bleiben: Ohne den Kopf zu bewegen, folgte er mit dem Blick der kriechenden Viper. Reglos, wie man es ihm beigebracht hatte, stand er vor dieser Erscheinung und wartete, dass das Reptil verschwinden würde und er weiteratmen, das Blut wieder im Kreis flie-

ßen lassen und sich überlegen konnte, ob er sich langsam zurückziehen oder lieber wegrennen sollte. In diesem Moment hob er den Kopf und suchte nach Sciachineddu. Sciachiné, Sciachiné!, schrie er, Sciachiné, komm schnell her, da ist eine Viper! Niemand war zu sehen oder zu hören. Erneut rief er nach seinem Bruder, und zwischen den im Wind rauschenden Blättern glaubte er von der Ebene her eine Stimme zu hören. Archidemu vergaß die Bedrohung durch den giftigen Biss und rannte in die Richtung, aus der die Stimme kam. Der dichte Kiefernwald ging in eine Wiese voller Sträucher über. Archidemu sah sich um und rief: *Sciachiné, Sciachiné!*, aber außer dem Zirpen der Zikaden war nichts zu hören. Es war, als wäre die Welt stehen geblieben. Er rannte in alle Himmelsrichtungen und ließ den Namen seines Bruders durch die Luft hallen, aber von dem Jungen war keine Spur zu sehen. Gleich nach der Lichtung mit den Sträuchern begann ein noch dichter Wald. Archidemu lief darauf zu, überzeugt, dass sein Bruder hineingelaufen war. Vor den ersten Bäumen hielt er inne, entdeckte ein paar Brombeeren, die auf den Boden gefallen waren, und dann ging er weiter bis zu dem Punkt, an dem er sich ebenfalls verlaufen hätte, wäre er nicht umgekehrt. Zurück in der Sonne, brüllte Archidemu weinend den Namen seines Bruders. Im Laufschrift kehrte er zu seiner Familie zurück, erklärte, Sciachineddu habe sich verlaufen, und sie müssten sich beeilen. Alle gingen mit in den Wald und begannen, nach dem Jüngsten zu suchen. Auf dem Rückweg zu der Stelle, an der er die letzte Spur menschlicher Aktivität gesehen hatte – einen zerbrochenen Ast und ein paar Brombeeren auf der Erde –, nahm Archidemu eine Bewegung unter einem Strauch wahr. Er

hielt inne. Erneut bewegte sich etwas. Langsam ging er auf die Stelle zu und drückte das Buschwerk zur Seite, um besser sehen zu können. Dort fand er das letzte irdische Andenken an den Bruder.

Nach einer halben Stunde erfolglosen Suchens lief Muc-ciuni los, um die Carabinieri zu verständigen. Die Nachricht verbreitete sich im Dorf, und es wurden Suchtrupps zusammengestellt, die die ganze Nacht hindurch die Gegend durchkämmten. Vergeblich. Nach jenem 9. August hat nie wieder jemand etwas von Sciachineddu Crisippu gehört. Zum ersten Mal lebte Archidemu wie alle anderen Menschen. Er spürte den Atem des Lebens auf der Haut, besudelte sich die Füße mit dem Schlamm einer Welt, zu der er nicht gehörte. Der in sich gekehrte Archidemu, so verzweifelt, dass es ihm das Herz zerriss, wurde noch menschenscheuer, und wegen der Schuldgefühle, die ihm den Schlaf raubten und die Gedanken verwirrten wie ein Schwarm Stechmücken, verbannte er sich selbst aus der Gemeinschaft der Menschen, von der er sich jeden Tag erdrückt fühlte. Nur der Philosophie gelang es hin und wieder, ihm seine Last zu erleichtern, gerade genug, dass er weiterleben konnte.

Seit jenem tragischen Tag saugte die Reue das Leben aus ihm heraus wie den Dotter aus einem rohen Ei. Als er zu Hause auszog und allein zu leben begann, errichtete er in seinem Haus zum Gedenken an Sciachineddu einen kleinen Altar mit seinem Foto und einer Kerze, die er niemals erlöschen ließ, und um die Welt daran zu erinnern, dass er ein Mensch in ewiger Trauer war, steckte er sich einen mit schwarzem Stoff überzogenen Knopf an die Kleidung.

Dieser 9. August, an dem ihn morgens der Schrei des Obsthändlers wieder auf die Erde zurückholte, war der schlimmste Tag des Jahres. Wie an jedem Jahrestag pilgerte Archidemu zu dem Ort, an dem der Bruder verschwunden war, und schritt im Geiste die Erinnerungen an die einzige Person ab, die er mehr geliebt hatte als sich selbst. Im Stillen betete er sein Leben voller Schuld und Gewissensbisse herunter wie einen Rosenkranz.

Er blieb dort bis um fünf Uhr nachmittags, dann ging er wieder nach Hause und begann zu lesen, obwohl er mit den Gedanken woanders war.

Er ließ das Abendessen ausfallen und legte sich auf die Liege auf dem Balkon, um den Sternenhimmel zu betrachten, einfach so, ohne Fernrohr, wie immer, wenn er Trost brauchte. Einem traurigen Menschen helfen reale Beweise für seinen Zustand, weil ihm auf diese Art wenigstens der Trost der Objektivität bleibt. Archidemu gefiel es, dem dunklen Himmel entgegenzutreten und die unendliche Größe des Universums wie Westwind auf der Haut zu spüren, die immense Weite der Galaxie, die unbedeutende Winzigkeit des Menschen.

Ehe er aufstand, um ins Bett zu gehen und diesen unnützen Tag ad acta zu legen wie Hunderte andere Tage seines Lebens auch, nahm er einen ungewohnten Duft in der Luft wahr: Es roch nach Rosmarin und frischem Klee.

## *Die Böse*

Es war ein sehr heißer Tag, und die Luft loderte wie der trockene Ginster in den Feuern zur Feier des heiligen Antonio.

Kaum hatte Mararosa die Augen geöffnet und glaubte, die Wärme eines Freudenfeuers auf der Haut zu spüren, dachte sie schon besorgt an die armen Terracottatöpfe auf dem Balkon. Sie füllte Wasser in Plastikflaschen und ging hinaus, um die Blumen zu gießen, ungewaschen und noch im kurzen rosa Nachthemd.

Die Petunie hatte es am schlimmsten getroffen, und als Mararosa sah, dass sie den Kopf hängen ließ wie eine Sonnenblume, traf sie fast der Schlag. Sie goss nicht nur eine ganze Flasche Wasser in den Topf, sondern zog auch rasch die Markise herunter, um die Pflanze vor der Sonne zu schützen, und schließlich fächelte sie ihr sogar mit ihrem Lieblingsfächer Luft zu. Als Mararosa genug getan zu haben glaubte, ging sie in die Küche und bereitete sich eine Milchsuppe mit Brot zu.

Mariarosa Praganà wurde an einem 18. Oktober in Giralco geboren, als Erste der beiden Töchter von Petranuani Praganà und Vicenza Pirritanu. Das Unglück, dachte sie wie schon viele Male zuvor, hatte sie umarmt wie eine

Geliebte, sobald sie das Licht der Welt erblickte. Denn schon wenige Stunden nach dem ersten Schrei fing der Ofen Feuer und stieß dunklen Rauch aus, der alles schwarz färbte, Wände, Möbel, Kleider, und Vicenza floh auf die Straße, ihre neugeborene Tochter, die *figghiolèdda*, im Arm, die aussah wie mit Kohle bemalt. Den Grund dieses Unfalls verstand Petrantuani nicht, aber Vicenza, die an Prophezeiungen glaubte wie Don Guari an die göttliche Barmherzigkeit, deutete den schwarzen Rauch als Zeichen eines bösen Geistes, der bei der Geburt ins Haus gekommen war, darum rieb sie die Haut des Mädchen nach Nicuzzu Trincadurus Anweisungen mit Eselsmilch und geschlagenem Taubenei ab und legte ihr einen blühenden Rosmarinzweig unter das Kissen.

Als Mararosa erwachsen war und von diesen heidnischen Zaubereien erfuhr, stieß sie einen Fluch aus, der Nicuzzu treffen sollte, obwohl er bereits verstorben war, denn nicht nur war ihre Haut wegen ihm und seiner ekelhaften Mischung so weiß wie das Laken einer Jungfrau geblieben, immun gegen jede Spur von Sonnenbräune, sondern sie konnte sich auch keinem blühenden Rosmarinstrauch nähern, ohne Übelkeit zu empfinden.

Weil Vicenza sich fragte, ob der unglückselige heidnische Geist vielleicht ein Engel war, der sich im Haus geirrt hatte, vertraute sie sich außerdem der orthodoxen Kur des Pfarrers an, bestehend aus einem Spritzer Weihwasser, dem Anzünden dreier großer Kerzen und fünf Ave-Maria. Offenbar handelte es sich um einen standhaften Geist, denn alle Anstrengungen waren umsonst, und die arme Kleine, die die erste Nacht ihres Lebens auf einem kalten Speicher verbracht hatte, legte die Decke aus Unheil und

Missgeschick nie wieder ab, hüllte sich vielmehr darin ein wie in ein wärmendes Tuch.

Der schwarze Rauch breitete Schwaden von Missgunst und Garstigkeit über ihrer Kindheit aus, und ihre zarte Seele ließ sich in einem fettleibigen, butterweichen Körper nieder, ähnlich dem verstümmelt gewachsenen Ast eines Olivenbaums, an dem die belaubten Zweige und silbrig glänzenden Oliven fehlen.

Es gab auf dieser Welt keinen Mann und keine Frau, die sie nicht beneidet, keine Gabe, die sie nicht gern für sich selbst gehabt hätte: Annicedda Cucchiàras samtige Haut, die schwarzen Lackschuhe von Don Rivaschiaris Tochter, Ninettas blonde Haare oder Vaccarisas karierten Rock. Mararosa empfand Missgunst für jede, die mehr besaß als sie, und da sie der Meinung war, dass es ihr an allem mangelte, bestand ihr Verhältnis zur Welt aus Groll und Bitterkeit. Sogar ihre Schwester quälte sie mit ihrer Bosheit, denn nachdem sie sie bei einem heimlichen Kuss beobachtet hatte, lief sie eifersüchtig zum Vater und erzählte ihm davon, sodass die Schwester ihre tägliche Ration Schläge mit dem Gürtel unter Mararosas mitleidlosem Blick bekam.

Arme Mararosa. Wenn sie auf dem Balkon die Wäsche aufhängte, sah sie auf der Straße die Pärchen, die sich verliebt in die Augen blickten. Sie hingegen musste ganze Tage damit verbringen, das Haus aufzuräumen, während ihre Kindheit dahinging.

Unter ihren Schulkameradinnen stach sie hervor wie eine Krähe aus einem Schwarm weißer Tauben. Sie hatte keine Freundinnen, weil es keine Geheimnisse gab, die sie ihnen anvertrauen konnte, keine Geständnisse, die

sie für sich behalten sollten, und darum flüchtete sie in ihren wenigen freien Momenten in die Dachkammer und öffnete die geheime Kiste mit ihren geliebten Zeitschriften, die nach Einsamkeit und Illusionen rochen. Sie bewunderte die exotischen Strände darin, die gewiss nach Zucker und Karamell dufteten, die Städte mit Wolkenkratzern oder glühend heiße Wüsten, und bei jedem Bild träumte sie davon, diese Dinge eines Tages selbst zu sehen, zu fotografieren, zu beschnuppern und zu kosten. Hörte sie plötzlich die Stimme ihrer Mutter, stürzte sie aus dem Hotel auf der Spitze des Eiffelturms und landete erneut in Castagnareda. Eilig schloss sie die Kiste mit den Träumen und lief in die Küche, um den Tisch zu decken.

So ist es auf der Welt: Die eine wird schön geboren, die andere hässlich, und diejenige, die im Schatten leben muss, verbringt ihre Zeit mit der Frage: Warum gerade ich? Warum bin ich nicht so schön wie die anderen? Warum? Im Leben ist es wie bei der Lotterie, dachte Mararosa, es ist, als hättest du bei einer Tombola eine Nummer gezogen, dir hätten ebenso gut andere Erlebnisse gewährt werden können, sie beruhen nicht auf einem Verdienst oder einer Verfehlung deinerseits, aber danach ... Du kannst nichts daran ändern, du bist das Los, das du gezogen hast, und es ist sinnlos, dich immer wieder zu fragen, warum alles schiefgeht, die *Welt* ist schief, und das Glück ist nur für die anderen bestimmt.

Mararosa kam sich vor wie eine Schauspielerin, die ihre Rolle gelernt hat, kurz vor der Aufführung aber durch eine andere ersetzt und gezwungen wird, im Parkett Platz zu nehmen, wo sie im Geist die Sätze wiederholt, die ihr



gehören, nun aber von einer anderen vorgetragen werden, und zwar schlecht.

Mararosa tat nichts, um ihre Gemeinheit zu verbergen: Den Eidechsen schnitt sie den Schwanz ab und genoss es, die Tiere mit halbem Körper herumlaufen zu sehen; ohne Gewissensbisse ebnete sie Ameisennester ein, drehte Bockkäfer auf den Rücken und hatte Spaß daran, sie mit den Beinen in der Luft zappeln zu sehen. Es gefiel ihr, die Welt ihrem fehlerhaften Selbst anzugleichen.

Dann erwischte ihre Mutter sie eines Tages dabei, wie sie im Garten, hinter dem Walnussbaum, einem Schmetterling den Flügel mit einer Stecknadel durchbohrte, und beim Anblick dieser grundlosen Grausamkeit verlor Vicenza die Beherrschung. Sie versetzte ihrer Tochter eine Ohrfeige, deren Spuren für den Rest der Woche zu sehen waren.

»Ich habe dir den falschen Namen gegeben, *Malarosa* hätte ich dich nennen sollen, die böse Rose, denn das bist du!«, schimpfte ihre Mutter und belegte die Tochter mit einer Wortschöpfung, die diese von jenem Tag an trug wie eine in der Sonne funkelnde Amethystkette.

»Ja, ich bin böse, *su mala*«, antwortete das Mädchen und berührte die schmerzende Wange, »aber die anderen sind auch nicht besser als ich. Nicht mal dieser Schmetterling«, sagte sie und schnippte ihn weit von sich.

Mararosa hätte gern einen Verlobten gehabt, und wenn sie sich vorstellte, auf den Bildern in den Illustrierten zu sein, gab es immer jemanden an ihrer Seite, denn auch sie träumte davon, eines Tages zu heiraten, ein eigenes Haus zu haben, Leute zum Abendessen einzuladen oder auszugehen und auf einer Terrasse am Strand von Sove-

rato Pizza zu essen. Aber wer sollte sie schon wollen, sie, die so aufgedunsen war wie eine Aubergine?

Sarvatùra Chiricu hatte einige Monate zuvor ein Lebensmittelgeschäft auf der Piazza eröffnet, einen Laden, wie man ihn im Dorf noch nicht gesehen hatte, groß, hell erleuchtet, vollgepackt mit Leckerbissen jeder Art, sodass Mararosa eine Seite aus ihren Magazinen zu durchqueren glaubte, als sie den Laden zum ersten Mal zusammen mit ihrer Mutter betrat.

Alles war sauber und ordentlich, bis auf eine Schachtel Natron, die jemand versehentlich umgestoßen hatte. Mararosa fühlte sich, als hätte eine Wespe sie gestochen. Sie näherte sich der disziplinelosen Verpackung mit einer Eile, wie wenn sie dringend ihre Blase entleeren müsste, reckte sich auf die Zehenspitzen, und mit einer anmutigen Bewegung, die ihr niemand zugetraut hätte, schob sie das Natron zurück in die feststehende Ordnung der Welt.

Als Sarvatùra die Szene beobachtete, entbrannte in seinem Inneren ein Feuer, denn eine so aufmerksame Frau wäre ein Glück für sein Geschäft und, wer weiß, vielleicht auch für sein Leben, das ebenfalls einer Ansammlung vollgestopfter, staubiger Regale glich.

»Mir fehlt hier eine Frau, die so aufmerksam ist wie Ihre Tochter«, sagte er zu Vicenza, und dabei handelte es sich nicht nur um ein Stellenangebot.

Mararosas Mutter verstand. Sie musterte ihre Tochter, deren Wangen sich gerötet hatten. So etwas hatte sie noch nie bei ihr gesehen, darum brach sie das verlegene Schweigen, indem sie dreihundert Gramm Mortadella und ein Stück Provolone piccante verlangte.

An diesem und den folgenden Tagen spürte Mararosa eine Art Stachel im Fleisch. Sarvatùras Worte hallten in ihr wider wie die Glockenschläge, mit denen man Hochzeiten oder Taufen ankündigt. Die Stimme, die aus ihnen sprach, war nicht nur die des Herzens, denn bei der Vorstellung, Herrin über dieses Reich von Handelswaren zu werden, hinter einer festlich beleuchteten Theke zu stehen, wie eine Dame begrüßt zu werden und zu sehen, wie eine Dorfbewohnerin nach der anderen an ihr vorbeiging und sie neidisch musterte, als wäre sie eine Königin, bei dem Gedanken, endlich zufrieden zu sein und in den Träumen der anderen vorzukommen, anstatt immer selbst von ihnen zu träumen – bei dieser Vorstellung schwankte ihr Herz wie eine Kiepe am Tag der Getreideernte.

Dieselben Gedanken hatten sich in Sarvatùras Geist eingenistet: Mit seinem großen Kopf, dem untersetzten Körper und der schwammigen Haut sah er aus wie ein Satansröhrling auf Beinen und war zu sehr mit Geldverdienen und dem Kauf von Grundstücken beschäftigt, um sich mit der Suche nach einer Frau aufzuhalten.

Aber Mararosas Geste in seinem Laden, dieser Hinweis auf ein Naturell, das dem seinen ähnelte, setzte ihm Flausen in den Kopf, so lästig wie Konfetti im Haar, und zum ersten Mal blitzte die Idee in ihm auf, dass er heiraten und einen Hausstand gründen könnte. Dass Mararosa hässlich war, spielte keine Rolle; auch die Gerüchte über ihre Bosheit waren ihm scheinbar egal, im Gegenteil, in geschäftlichen Dingen zahlt sich Hinterlist doppelt und dreifach aus, und außerdem war sie die Tochter von Petrantuani Praganà, einem Mann, wie es in Girifalco nur wenige gab, ein findiger, arbeitsamer Mensch mit Ländereien in Jidari

und Mangraviti. Also rechnete Sarvatùra alles gründlich durch, zählte die Posten zusammen und kam zu dem Schluss, dass die Hochzeit stattfinden konnte.

Sie ist seltsam, die Liebe. Unwägbar und geheimnisvoll wie die Flugbahn einer Stubenfliege ist sie in der Lage, urplötzlich aufzutauchen und ebenso schnell wieder zu verschwinden; sie spürt den winzigsten Zwischenraum auf und kriecht hinein, ist störrisch genug, um wie Moos auf Steinen zu wachsen, und zugleich so flatterhaft wie ein Tuch, das in den Westwind gehängt wird. Seltsam war sie, die Liebe, denn sie schlich sich klammheimlich in Sarvatùras und Mararosas Kopf, in Form von Genugtuung und Rache, Berechnungen und Überträgen. In beider Verstand ließ der Widerschein des Lichts, das den jeweiligen Berechnungen entsprang, schließlich auch die Person heller strahlen, mit deren Hilfe das Projekt verwirklicht werden sollte, sodass sie einander im Laufe mehrerer Monate immer schöner fanden und ihre Herzen im Gleichtakt schlugen.

Nach drei Monaten beschloss Sarvatùra, den entscheidenden Schritt zu tun, und am Abend des 9. August wurde er zusammen mit seiner Mutter und seinem Onkel Francesco, Bruder des im Krieg gefallenen Vaters, bei Petrantuani Praganà vorstellig.

Nachbarin Peddasicca hatte den Besuch angekündigt, darum stand auf dem Tischchen im Wohnzimmer bereits das Tablett mit Wermut und Gebäck. Mararosa saß neben Vicenza, die Gäste nahmen auf dem Sofa gegenüber Platz.

Kaum trat der Onkel ein, schien sich eine eisige Decke über das Zimmer zu legen, und Mararosa verstand nicht,

warum ihr Vater auf einmal die Augen zusammenkniff, als empfände er Hass auf die ganze Welt. Sie glaubte, erneut den schwarzen Rauch ihrer Geburt zu atmen.

Sarvatùras Onkel war es, der das Wort ergriff und die üblichen Floskeln über die ewige Zauberkraft der Ehe von sich gab, über die edle Abstammung der Verlobten, die Kinder, die geboren werden würden, allesamt gesunde Menschen wie die Chiricus ...

»Sind wir Praganàs etwa nicht gesund?«

»Aber ja, Petrantuani, ich wollte es gerade sagen.«

»Sie hätten es aber sofort sagen müssen!«

Alle staunten über den autoritären, unhöflichen Tonfall. Petrantuani fühlte sich, als hätte man ihm eine Brille aufgesetzt, durch die er alles schwarz sah, denn er war zwar ein Herr, eine echte Persönlichkeit, aber es gab da etwas, das ihn wütender machte als alles andere, und das war die Eifersucht wegen seiner Frau. Viele Jahre zuvor, als er bereits verlobt und Vicenza ein schönes, begehrenswertes Mädchen gewesen war, hatte Francesco ihr eines Tages einen Brief geschrieben. Petrantuani hatte ihn zurechtgewiesen: So etwas sollte er sich kein zweites Mal erlauben. Einige Jahre später hatte Francesco wieder begonnen, ihn zu grüßen, und er hatte zurückgegrüßt, aber ihm kochte dabei jedes Mal das Blut.

Und als er dreißig Jahre später erfuhr, dass Sarvatùra in seine Tochter verliebt war, freute er sich sehr und dachte, der Onkel würde bestimmt nicht den Mut aufbringen, bei ihm zu Hause aufzutauchen. Francesco aber begleitete seinen Neffen sehr wohl, überzeugt, dass der Groll nach all den Jahren vergessen war, und nicht nur das: Beim Betreten des Hauses erdreistete er sich, Vicenza mit einem

Handkuss zu begrüßen, und der Anblick dieser Lippen auf der Haut seiner Frau verfinsterte Petrantuanis Verstand. Niemand konnte ihm ausreden, dass dieser Scheißkerl nur deshalb bei ihnen aufgetaucht war.

Francesco Chiricu verzog keine Miene, denn kaltblütig war er immer schon gewesen, und auf die Grobheit des Hausherrn antwortete er in provozierendem Ton: »Stimmt etwas nicht?«

»Sie wissen genau, was hier nicht stimmt, Francesco, Sie haben sich bei mir zu Hause nicht blicken zu lassen.«

»Ich bin aus Anstand und Respekt mitgekommen.«

»Wann haben Sie in Ihrem Leben schon mal Respekt vor etwas gehabt?«

Mararosa wurde aus dem Zimmer geschickt. *Scentina!* Sie hatte das Gefühl, über einen Boden aus morschen Holzbrettern zu gehen, die jederzeit nachgeben konnten. Sie schloss sich in ihrem Zimmer ein und fing an zu weinen, verzweifelt, aber lautlos, denn sie versuchte zu belauschen, was unten vor sich ging, jedoch vergeblich.

Minuten kamen ihr vor wie Jahre, bis sie auf einmal jemanden die Treppe hinuntergehen und die Tür zuschlagen hörte. Sie lief ans Fenster, und durch den Tränenschleier, der ihre Sicht behinderte, sah sie Francesco in Richtung Piano eilen, gefolgt von seiner Schwester und Sarvatùra.

Sie drückte eine Hand an die Fensterscheibe, als wollte sie ihn aufhalten, und ihre Schluchzer wurden zum Glockengeläut eines Begräbnisses, das der Welt das Dahinscheiden ihrer Träume von einem Leben als erfolgreiche Frau verkündete, den Abschied von der beleuchteten Theke, von den Dorfbewohnerinnen, die sie gegrüßt und

verehrt hätten, und von der nach Gegrilltem und Frittiertem duftenden Terrasse in Soverato.

Nach der Hälfte des Wegs blieb Sarvatùra stehen und drehte sich um. Mararosa sollte sein schmerzerfülltes, eingefallenes Gesicht mit den traurigen, resignierten Augen nie mehr vergessen. Und erneut begann sie zu weinen, drückte die Hand noch fester ans Fenster und nahm auf diese Art die Erinnerung an Sarvatùra in ihr Herz auf, kummervoll wie das Heiligenbildchen einer Märtyrerin.

So wie sich ein tollwütiger Hund nicht beruhigt, sondern noch wilder wird, wenn man ihn tritt, so wurde Mararosa den Menschen gegenüber noch grimmiger und schüttete Kübel voller Hass und Missgunst in jedem Winkel ihrer Welt aus.

Als sie ein Jahr später von Sarvatùras und Rorò Partitarus Verlobung hörte, war Mararosa so wütend, dass sie glaubte, platzen zu müssen, und weil sie genug von den Ohrfeigen hatte, die das Leben ihr versetzte, beschloss sie am Tag der Hochzeit, sich umzubringen. Während die Glocken der Chiesa Matrice die Hochzeit im Dorf bekannt gaben, schloss sie sich in der Weinkelterei ein und stürzte ein Glas Sulfat hinunter.

Erst als er sie so fand, mit einem bläulichen Speichelfaden, der ihr über die Wange lief, begriff Petrantuani, welche nicht wiedergutzumachende Tragödie er hervorgerufen hatte: Dottor Vonella nahm rasch eine Magenspülung vor, und Mararosa wurde gerettet, sodass sie sich selbst verfluchte, weil sie glaubte, nicht einmal für den Teufel in der Hölle gut genug zu sein.

Sie fügte sich in ihre unglückliche Existenz, und indem sie Nicuzzu Trincaduru, den Tod und das Leben verfluchte,

wandte sich Mararosa mit der Kälte eines Menschen, der bereits auf die Welt verzichtet hatte, dieser Welt ein weiteres Mal zu.

Zwei Jahre später tauchte Càrru Curajìsima, angestellter Automechaniker, bei Petrantuani auf und hielt um Mararosas Hand an. Sie willigte mit derselben Ergebenheit ein wie Gerolamo Scalogna, wenn der Maestro ihm nur die Hälfte des vereinbarten Lohns gab: Entweder du nimmst das hier, oder du gehst leer aus.

Sie zogen in das Haus, das Petrantuani ihnen gebaut hatte, ein in Dornbüsche und Gestrüpp gebettetes Nest, in dem für Mararosa der Aufstieg nach Golgota begann, denn sie ertrug den Anblick dieses Mannes nicht, dessen Hände ständig ölverschmiert waren und der ihr das ganze Haus dreckig machte. Manchmal brachte er nicht einmal genug Geld für Essen mit nach Hause, sodass sie tagelang Kartoffeln kochen musste, die ihr der Vater aus Mangraviti mitbrachte, und wenn donnerstags Peppa Trequartis Kleintransporter voller Garnelen und Tintenfische auftauchte, musste sie ihm aus dem Weg gehen.

Ihre einzige Freude und ein schwacher, allzu schwacher Trost war Tochter Barbarina, die genau neun Monate nach der Hochzeit zur Welt kam. Es war nur ein kurzer Windhauch, denn der schwarze Rauch kehrte rasch zurück und verfinsterte ihnen erneut das Leben: Acht Jahre später starb Càrru Curajìsima, zerquetscht von einem Autowrack, und Mararosa zog die *picciridda*, die die Ernüchterung ihrer Mutter aufsog wie ein Schwamm, alleine groß.

Mit neunzehn heiratete Barbarina einen Mann aus Borgia und ging fort, um mit ihm in seinem Dorf zu leben, sodass Mararosa allein zurückblieb und sich mit ihrem ver-



fehlten Leben auseinandersetzen musste. Sie verfluchte das Unglück, das sie gleich nach der Geburt in ihre Arme geschlossen hatte wie eine Geliebte, und sie verwünschte auch die schönen Dinge des Lebens wie diesen herrlichen Duft nach Rosmarin und frischem Klee, der an diesem Abend auf einmal durch das Dorf wehte, als wäre Girifalco ein Ort in der Provence während der Lavendelblüte.